

Zur Wiederherstellung des Psalmentextes

Von Albert Rembold S. J.

Im Jahre 1851 veröffentlichte Ed. Reuß seine Satire auf die Auslegung des 68. Psalmes, — „Ein Denkmal exegetischer Not und Kunst“. In der Stimmung des Übermutes über die zahllosen Torheiten, welche die ungereimtesten Erklärungsversuche im Laufe der Jahrhunderte auf diesen Psalm gehäuft haben, zitiert er auch das Urteil J. D. Michaelis: „Es ist der schönste Psalm, aber ich versteh' ihn nicht.“ Schallt uns nicht aus der Gesamtexegese des alttestamentlichen Liederschatzes vielstimmig das gleiche Urteil entgegen: „Es ist die erhabenste geistliche Poesie, aber wer vermöchte all ihre Dunkelheiten aufzuhellen?“ Reuß rühmt an jenem Urteil die offene Ehrlichkeit. Und es empfiehlt sich in der Tat, bei allen Lobsprüchen auf die Schönheit des Psalteriums sich der laut mitklingenden Klage über seine Schwerverständlichkeit stets bewußt zu bleiben. „Liber psalmoreum, quem Ecclesiastici omnes quotidie legunt, pauci admodum intelligunt“, so schrieb der selige Bellarmin in der „Praefatio ad Paulum V.“ zu seinem Kommentar. Und doch ist es der Kirche wie auch unser eigener Wunsch, „ut digne, attente ac devote hoc officium recitare valeam“. Aber die Erfüllung hängt von der Verständlichkeit des Textes als von einer ersten Vorbedingung ab.

Wie sollen wir uns die Entstehung und die Beibehaltung des unbefriedigenden Textzustandes erklären? Seine Ursprünglichkeit anzunehmen, verbietet uns nicht nur die Ehrfurcht vor der übernatürlichen Tatsache der Inspiration, sondern auch die oft so hervorragenden Erweise hoher dichterischer Begabung in den besterhaltenen Stücken. Die heutige Verderbtheit des Textes ergibt sich aus einer fünffachen Fehlerquelle, die während drei verschiedener Überlieferungsperioden und bei Gelegenheit einer zweimaligen Übersetzung die ursprünglich unbedingt sicher anzunehmende Sinnklarheit stellenweise bis zur gänzlichen Sinnlosigkeit verunstaltet hat.

Die folgenschwersten Textbeschädigungen fallen in die erste Zeit der ursprachlichen Überlieferung. Für ihre Beseitigung sind wir fast einzig auf sinn- und formbegründete Konjekturen angewiesen. Die alexandrinische Übertragung des schon arg entstellten Textes ins Griechische der LXX hat neben vielen neuentstandenen Mißverständnissen den sinnstörenden Wirrwarr der Tempora hineingebracht. Diese selbst nun wieder mangelhaft überlieferte Übersetzung mit ihren dem nichtsemitisch denkenden Hellenisten kaum mehr verständlichen Hebraïsmen wurde dann die Vorlage für die verschiedensten Versuche, sich ein örtlich brauchbares Psalterium für die lateinisch sprechenden christlichen Gemeinden zu schaffen. Über die verwirrende Menge der Varianten, die durch die Willkür privater Unternehmungen entstanden, erhob man bald laute Klage. Papst Damasus beauftragte den gelehrten

Hieronymus, einen Normaltext festzulegen. Seelsorgliche Rücksichten zogen ihm dabei so enge Grenzen, daß von einer eigentlichen Verbesserung der größten Schäden nicht die Rede sein kann. Der Psalter, so wie er war, hatte mit all seinen Innigkeiten trotz all der eingestreuten Sinnlosigkeiten schon einen so festen Sitz im Leben des Volkes gewonnen, daß man eben wegen der tiefen Verehrung für die Heiligkeit seines Ursprungs auch das später eingedrungene Unheilige nicht mehr antasten durfte. Wie übertrieben hoch auch sonst die Wertschätzung des biblischen Kirchenlehrers für die jüdische Texttradition seiner Zeit war, — was er so gerne die „hebraica veritas“ nannte, war bei weitem nicht mehr der Urtext! — unter den gegebenen Umständen mußte und wollte er sich damit begnügen, die „Vetus Latina“, welche aus dem „textus receptus“ der LXX entstanden war, den als vorzüglicher geltenden Lesungen der Hexapla anzugleichen. Da hierbei ältere Lesarten gelegentlich durch jüngere verdrängt wurden, so hat selbst diese Verbesserung auch wieder den Text verschlechtert. Nur selten hat Hieronymus für seine Revision des Psalteriums unmittelbare Anleihen aus dem damaligen hebräischen Konsonantenbestand (der übrigens mit dem masoretischen von heute fast identisch ist) gemacht. Seine kritischen Grundsätze verraten dabei eine gewisse Unsicherheit. Der heilige Lehrer konnte eben unmöglich den Zwiespalt überwinden zwischen seinem gelehrten Besserwissen und seiner seelsorglichen Duldung des Verkehrten. Einmal eifert er: „Quia semel veritati studemus, si quid vel transferentis festinatione vel scribentium vitio depravatum est, simpliciter confiteri et emendare debemus.“ Dann wieder mahnt er dazu, es im öffentlichen Gebrauch der Psalmen ruhig bei den Fehllesungen zu belassen, wiewohl sich der einzelne Bemüht um das wissenschaftliche Verständnis des ursprünglichen Sinnes eifrig bemühen soll: „Hoc enim, quod Septuaginta transtulerunt, propter vetustatem in ecclesiis decantandum est, et illud [i. e. quid hebraica veritas habeat] ab eruditis sciendum propter notitiam scripturarum.“ Der letztere Grundsatz, so unbefriedigend er auch an sich sein mag, ist bis zur Stunde maßgebend geblieben, ob schon es wohl zu allen Zeiten der Wunsch der Kirche war, den ersteren verwirklichen zu können. Aus diesem andauernden Zwiespalt entspringt die große Not des Psalmenbetens: Was in ihnen verständlich ist, ist so fromm und innig, so tief und erhaben, daß man nichts lieber beten möchte als den Psalter; was aber darin unverständlich ist, stört die Andacht gleich viel, ob man nun auf die Worte achtet, die den rechten Sinn nicht mehr ahnen lassen, oder den mühsam erforschten Sinn festzuhalten sucht, dem die Worte keinen Ausdruck mehr verleihen.

Könnte hier keine Abhilfe geschaffen werden? Was bindet denn die Kirche an ein textkritisches Arbeitsergebnis des 4. Jahrhunderts, das schon damals durchaus nicht alle befriedigte, am wenigsten den, der

die Arbeit geleistet hatte? Wie würde ein Hieronymus jubeln, stünden ihm die Mittel der heutigen Hilfswissenschaften der Exegese zur Verfügung, er, der den Juden seiner Zeit sein gutes Gold hingab für ihre oft so zweifelhafte rabbinische Weisheit! Oder würde er wieder sich neigen vor der nun noch soviel ehrwürdigeren „vetustas“ des kirchlichen Gebrauches? Ja, da liegt die eigentliche Schwierigkeit für die Durchführung einer offiziellen Psalterverbesserung. Es bestehen heute keine Bedenken mehr, daß Änderungen im hergebrachten Schrifttext der Psalmen das katholische Volk beunruhigen könnten. Die religiöse Durchschnittsbildung ist heute, wenigstens bei Katholiken, hoch genug, um jedem die Grenzen zu zeigen zwischen dem, was die Inspiration der Urschrift verbürgt, und dem, was die Vorsehung bei Abschriften und Übertragungen menschlicher Sorgfalt und kirchlicher Überwachung überläßt. Seelsorgliche Rücksichten wirken heute eher schon nach der andern Seite. Moderne Kultursprachen bieten heute dem inspirierten Liederschatz der Bibel ein literarisches Gewand, das nach Form und Inhalt dem Urtext näher steht als das Psalterium Gallicanum. Die Würde des Latein, als Sprache der katholischen Kirche, erheischt zum mindesten die gleiche Treue.

Die Dringlichkeit dieser Aufgabe ist auch längst erkannt, und es liegen schon treffliche Vorarbeiten vor für ihre Lösung. Den jüngsten Versuch einer besseren lateinischen Übersetzung der Psalmen hat Franz Zorell S. J. gemacht¹. Sie wurde vom Päpstlichen Bibelinstitut in die Öffentlichkeit eingeführt und durch ein huldvolles Schreiben aus dem Vatikan belobigt. Dieses Zusammenwirken von gelehrter Mühewaltung und kirchlicher Begutachtung dürfte, wie zu Zeiten der hll. Damasus und Hieronymus die schönsten Hoffnungen wecken. Zwar erwartet der Verfasser des neuen „Psalterium ex Hebraeo Latinum“ noch Besseres von seinen Nachfolgern, wie er auch gerne die Verdienste seiner Vorgänger anerkennt: „Quo plures et meliores huiusmodi conatus novae versionis fiunt, quae inter se illustrant, expoliunt, corrigunt ac velut de palma concertant, eo citius pervenietur ad consensum quemdam de optimo genere interpretandi“ (Prol. XIII).

Was der Verfasser uns bietet, ist mehr als was der Titel seines Buches zu versprechen scheint. Mit einer bloßen Übersetzung des masoretischen Textes, den man ganz zu Unrecht allzuoft den Urtext nennt, wäre uns keineswegs gedient. Wohl würden viele Dunkelheiten, die durch die mangelhaften Übertragungsmethoden der LXX entstanden sind, dadurch aufgehellt, aber an andern Stellen wiederum würden jüngere, d. h. schlechtere Lesarten den aus der Vetus Latina

¹ Psalterium ex Hebraeo Latinum. 4^o (XXII u. 311 S.) Romae 1928, Sumptibus Pontificii Instituti Biblici.

noch erkennbaren Sinn zerstören. Gerade die sklavische Art und Unbeholfenheit der LXX gestatten uns oft, eine bedeutend ältere Überlieferungsschicht zu erschließen. Zorell hat dieses kritische Hilfsmittel, welches protestantische Exegeten aus Abneigung gegen die in der Vulgata verwerteten griechischen Textzeugnisse zum Schaden ihres eigenen Verständnisses der Schrift oft verschmäht haben, eifrig benutzt. Darüber hinaus lehnt er auch die reine Konjekturekritik nicht grundsätzlich ab, obschon er in ihrem Gebrauch äußerst zurückhaltend ist. Besonnene Konjektur ist ja für die ältesten und meist auch schlimmsten Textschäden das einzige uns zu Gebote stehende Heilmittel. Wer darauf verzichten wollte, müßte sich darein ergeben, daß Gottes Wort endgültig durch viele Sinnlosigkeit entstellt bliebe. Selbst von dem Rhythmus und dem Strophenbau — Zorell ist wohl einer unserer begeistertsten und doch wieder gemäßigtesten Metrikfinder — läßt er sich beraten, wie vielleicht die zerstörte Schönheit der Form wiederherzustellen wäre. Und mit Recht; denn es ist eine mit unzählbaren Beispielen zu belegende Tatsache, daß gerade die rhythmisch unmöglichsten Verstrümmergebilde jedem Erklärungsversuch Hohn sprechen.

Das alles sind Vorzüge der neuen Übersetzung, denen aber ein nicht zu unterschätzender Verlust gegenübersteht. Die Sprache unseres alten Psalters hat trotz ihrer vielen Sinnmängel einen guten Fluß, einen großartigen freien Schwung. Das Latein des Professors Zorell ist die zwar äußerst genaue aber harte Mundart des peinlichen Philologen. Die Alten hatten eben ein hellenistisch feingebildetes Ohr auch für die „*elegantia latini sermonis*“. Zumal Hieronymus verteidigt oftmals die Freiheit seiner Übersetzungskunst mit der Forderung: „*Eadem igitur interpretandi sequenda est regula (quam saepe diximus), ut ubi non sit damnum in sensu linguae, in quam transferimus, εὐφωvία et proprietates conservetur.*“

Ohne Zweifel muß die Verhütung des „*damnum in sensu*“ unsere erste Sorge sein; wie es ja auch Hieronymus verlangt. Lieber harschklingender Sinn als wohltnönder Unsinn! Was hilft uns der glatte Lauf eines Verses wie Ps. 67, 13: „*Rex virtutum dilecti dilecti: et speciei domus dividere spolia*“, wenn wir uns nichts mehr dabei denken können? Die Ehrfurcht vor Gott, zu dem wir doch als vernünftige Wesen im Gebete andächtig sprechen wollen, dürfte uns nicht ruhen lassen, bis wir solchen Sinnschaden wieder gutgemacht haben. Viel schwieriger liegt die Wahl, wo sich der Verlust des ursprünglichen Sinnes zu einem neuen positiven Fehlsinn weiterentwickelt hat. Solche Stellen befriedigen ja den andachtsuchenden Beter, wenigstens so lange er unbekümmert bleibt um den eigentlichen von Gott geschenkten Gedanken. Und für letzteren Ausfall scheint gar zu oft die ehrfurchtgebietende „*vetustas*“ einer liturgischen Anwendung des Fehlsinnes zu entschädigen. Kommt dann zu allem noch die liebe Gewohnheit

hinzu, so muß man wohl mit bedeutenden Widerständen rechnen, ehe das fremdklingende Neue sich kraft seines ursprünglich alten Wertes durchsetzen wird.

Die Wiederherstellung manch eines zerstörten Psalmtextes stellt uns heute die schwierige Aufgabe der rechten Behandlung einer mit eigenen Reizen umwobenen Ruine. Man kann leicht die Gründe verstehen, die gegen eine durchgreifende Restaurierung geltend gemacht werden. Darum wird der schärfste Widerspruch gegen eine Verbesserung des Psalters gerade vonseiten der Liturgie erhoben werden. Sie hat sich im Laufe der Jahrhunderte aus einer großen Reihe von Psalmstellen ein so wunderbar schmuckvolles Geschmeide hergerichtet, daß sie es nur schmerzlich ertragen wird, wenn man einige ihrer schönsten Juwelen für falsche Steine erklären muß. Den schonenden Ausweg aus den Schwierigkeiten, worauf man zunächst verweisen möchte, nämlich das Alte neben dem Neuen bestehen zu lassen, wird man auf die Dauer nicht gehen können. Schon deshalb nicht, weil eben mehr und mehr die Erkenntnis sich Anerkennung verschaffen wird, daß das scheinbar Neue das ursprünglich alte Gotteswort und das vermeintlich Alte nichts als der später hineingetragene menschliche Fehlsinn ist. Es geht auch nicht an, die liturgischen Zitate einfach nach den wiederhergestellten Fundorten zu verbessern. Denn in vielen Fällen stützt sich die liturgische Verwendbarkeit gerade auf das Mißverständnis einer Fehllesung.

Ein einzelner Psalm (138) kann uns hinreichende Beispiele zur Kennzeichnung der Lage liefern. Dieser Hymnus auf Gottes Allgegenwart und Allwissenheit ist eins der gedankentiefsten Lieder des ganzen Psalters. Ohne Rücksicht auf seinen klar zusammenhängenden erhabenen Inhalt, einzig weil in einen Vers (17) die aus der LXX übernommene falsche Übersetzung „*amici tui*“ eingedrungen ist, hat die Liturgie ihn zum eigentlichen Apostelpsalm gemacht. „*Mihi autem nimis honorati sunt amici tui, Deus, nimis confortatus est principatus eorum.*“ Das ist das triumphierende Leitmotiv, das der Introitus der meisten Apostelmessen anschlägt und das im Graduale und Offertorium wiederkehrt. Wie glücklich wäre die Wahl dieser Stelle, welche die Worte des Heilands prophetisch vorwegzunehmen schien: „*Iam non dicam vos servos, . . . vos autem dixi amicos*“, wenn nur dies wirklich der Sinn dessen wäre, was Gott uns durch den heiligen Sänger sagen wollte! Aber darüber kann exegetisch gar kein Zweifel sein, daß Zorell den ursprünglichen Gedanken richtig wiedergibt, wenn er übersetzt: „*Mihi igitur quam pretiosa sunt cogitata tua, Deus! quam ingens est summa eorum!*“ Ganz der Einheit seines Themas entsprechend, ist der Psalmist innerlich ergriffen von der Tiefe und dem Reichtum des ihm offenbaren Gottesbegriffes. Die LXX hat, wie so oft, von zwei verschiedenen Bedeutungen desselben hebräischen Wortbildes nach der zwar gebräuchlicheren aber hier nicht beabsichtigten

gegriffen. Der Sinnzusammenhang wurde dabei, wie noch viel öfter, gar nicht mehr berücksichtigt.

Auf den 11. Vers dieses Psalmes spielt das glorreiche Canticum „Exultet“ an, wenn es jubelt: „Haec nox est, de qua scriptum est: Et nox sicut dies illuminabitur: Et nox illuminatio mea in deliciis meis.“ Die „deliciae meae“ sind entstanden durch eine falsche Konsonantenverbindung und Vokalisierung des noch unversehrt erhaltenen hebräischen Bestandes, der den rechten Sinn ergibt: „circum me“. Woran der Psalmist uns im Auftrage Gottes erinnern will, ist dies, daß das allsehende Auge göttlichen Wissens auch die äußerste Finsternis forschend durchdringt. Vor ihm sei jedes Dunkel der Nacht so hell wie der Tag. Der Gedanke an die Osternacht wird erst durch ein Wortgefüge nahegelegt, das wir der Unfähigkeit des Übersetzers, den richtigen Sinn zu erfassen und wiederzugeben, verdanken. Wenn wir also, wie es unsere Pflicht ist, den ursprünglich von Gott inspirierten Gedanken auch in unserem lateinischen Psalter unversehrt bewahren wollen, müssen wir diesen Fehler, der im „Exultet“ einen so berückend feinen Zauber der Schönheit angenommen hat, verbessern. Will man dann trotzdem den Text des liturgischen Sanges unverändert lassen, so dürfen wir uns nicht scheuen, auf die Frage, wo es denn geschrieben stehe, in aller Ehrlichkeit zu antworten: Es steht eigentlich nicht geschrieben; es ist ein liebgewordenes, altes Mißverständnis der Schrift.

Aus verschiedenen aus dem ursprünglichen Zusammenhang gelösten Versen und Versteilen (18b, 5b, 6a, 1, 2) desselben Psalmes ist der Introitus der Osterfestmesse gebildet. Die Anregung zu dieser Auswahl gaben offenbar die darin vorkommenden Wörter „resurrexi“ und „resurrectio“. Im verbesserten Psalterium müssen eben diese Wörter als sinnstörend wieder verschwinden. Was so voll und wuchtig klingt: „Tu cognovisti sessionem meam et resurrectionem meam“, ist doch nur der unbeholfene Ausdruck für den Gedanken: Du, o Gott, weißt alles, auch das scheinbar unbedeutendste im Menschenleben. Du weißt, ob ich gerade sitze oder stehe. Zorell übersetzt ganz sinngerecht: „Tu nosti me sedentem et stantem.“ Wiederum müssen wir bei aller Ehrfurcht vor der „vetustas“ solch einer liturgischen Glanzstelle, aus noch größerer Ehrfurcht vor dem wiedergewonnenen göttlichen Gedanken darauf bestehen, daß das uns geschenkte Gotteswort von aller Sinnverunstaltung befreit werde.

Diese wenigen Beispiele dürften genügen, um einen Begriff zu geben von den Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, ehe sich beim täglichen Breviergebet unsere Sehnsucht erfüllt: „Psallam spiritu, psallam et mente.“ Trotzdem wollen wir der Auseinandersetzung mit der Liturgie, die durch eine offizielle Anerkennung der durch die Arbeiten Zorells und anderer angebahnten Verbesserung des Psalters veranlaßt würde, hoffnungsvoll entgegensehen. Im allergünstigsten

Falle könnte sie zu einer allgemeinen Revision der Schriftverwertung in den Kirchengebieten führen, die ohne Zweifel nach dieser Seite hin noch einer bedeutenden Vervollkommnung fähig ist.

Wir schließen mit einer in diesen Dingen sicher maßgeblichen Äußerung des Päpstlichen Bibelinstituts: „Optata haec de qua diximus correctio cum locum habeat (neque enim desperandum est tantum Dei beneficium Ecclesiae umquam obventurum), his qui psalorum intelligentiam persequi volunt, plurimis erit iam parcendum laboribus; his qui ‚digne, attente et devote‘ librum orationis inspiratae labiis et mente relegere, paratior quam nunc et expeditior via“ (Verbum Domini 6 [1926] 61).

Ist im Konzeptualismus Ockhams die Möglichkeit der Wissenschaften, insbesondere der Realwissenschaften, sichergestellt?

Von Franz Sladeczek S. J.

Nach Werner¹, Siebeck² und Hermelink³, der von Prantl abhängig ist, macht der Konzeptualismus Ockhams die Wissenschaften, insbesondere die Realwissenschaften, unmöglich. Demgegenüber sucht Hochstetter neuerdings⁴ darzutun, daß dieser Konzeptualismus vielmehr den Realwissenschaften ein sicheres Fundament gebe.

Die Lösung der strittigen Frage hängt davon ab, worin Ockham die Gültigkeit der Erkenntnisse überhaupt begründet sein läßt. Mit Recht hebt Hochstetter hervor, daß nach Ockham die Gültigkeit der Erkenntnisse einzig auf ihrer Objektkausalität beruhe; d. h. unsere verschiedenen Erkenntnisarten werden mit den Objekten nur durch die Kette kausaler Folgen verknüpft. Daraus entspringt von selbst die Frage: Ist die Erkenntnis nichts anderes als das Repräsentans eines unbekanntes X, ihm notwendig zugeordnet, weil von ihm kausiert, eine Wirkung, hinter der jeweils eine ganz bestimmte, aber unbekanntes Ursache steht? Ist dieses kausale Zuordnungsverhältnis der ganze Sinn der Verähnlichung einer Erkenntnis mit ihrem Objekte? Soweit man heute, sagt Hochstetter, Ockhams Gedankenentwicklung zeitlich gliedern kann, wird man diese Frage für die spätere Zeit seines Denkens bejahen können. Gleichwohl glaubt er, daß damit die

¹ Die nominalisierende Psychologie der Scholastik des späteren Mittelalters (S. 61).

² Ockhams Erkenntnislehre (ArchGPh 10, 322 ff.).

³ Die theologische Fakultät in Tübingen (S. 96 ff.).

⁴ Studien zur Metaphysik und Erkenntnislehre Wilhelms von Ockham (Berlin 1927). Diese Schrift wurde bereits Schol 4 (1929) 114 ff. besprochen. Um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, wird hier vorausgesetzt, was dort dargelegt worden ist.